

Marc-André Müller

Erfahrungsbericht eines Berufsanfängers

SIE HABEN MICH damals, als es darum ging, für Sie einen Vorbereitungsdienstplatz zu finden, gefragt, ob ich eine gute Stelle für Sie hätte. Da habe ich überlegt und da fiel mir Eichenau ein. Wenn Sie mich in zwei Jahren fragen, ob ich wieder für Sie eine passende Stelle habe, werden wir für Sie eine finden.« So hallen die Grußworte von Lydia Herold, der Beauftragten für uns Vorbereitungsdienstler, mir noch immer in den Ohren. Es ist meine Einführung Anfang Oktober 2003 in den Dienst der Evangelischen Kirche in Bayern. Der Festgottesdienst ist gerade vorbei. Ich hatte Glück. Meine anfänglichen Befürchtungen, ob ich problemlos einen Vorbereitungsdienstplatz bekomme, haben sich nicht bestätigt. Ich erinnere mich an das Gespräch, als Frau Herold zu uns in die Fachhochschule nach Nürnberg kam, um uns die möglichen Stellen vorzustellen. In einem kurzen verbindlichen Gespräch, in dem ich mich outete, sicherte sie mir zu, ihr Möglichstes zu tun. Wollte ich doch nicht mit Kollegen zusammenarbeiten, die Schwule nicht akzeptieren konnten oder in einem Dekanat arbeiten, das für seine ablehnende Haltung gegenüber Schwulen und Lesben bekannt ist. Sie hat mir Eichenau bei München empfohlen. Da konnte sie mich guten Gewissens hinschicken. Ich habe gemerkt, dass es ist ihr wichtig ist, für uns Religionspädagogen im letzten Ausbildungsabschnitt auch für das passende Umfeld zu sorgen. Sie hat dafür gesorgt. Es hat mir ein Outing bei meinen Kollegen in der Gemeinde und bei den Vertrauensfrauen des Kirchenvorstandes erspart, das, sonst ganz aus heiterem Himmel, wahrscheinlich erst mal recht peinlich geworden wäre. Als ich nach Eichenau kam, war das schon gelaufen.

Ich war mir nun sicher, dass mein Arbeitgeber hinter mir steht. Oder jedenfalls meine direkten Ansprechpartner. Dies hat mich in meinem Vorsatz bestärkt, nichts zu verheimlichen, was meine Lebensform angeht. Jedenfalls, wenn mich jemand direkt danach fragt. Das ist in der Gemeinde allerdings

leichter, als in der Schule. Als Religionspädagoge in der Jugendarbeit habe ich einen ganz anderen Zugang zu den Jugendlichen. Er ist mehr von Vertrauen geprägt. Ich bin Vorbild und Kumpel in einem. Die Jugendlichen akzeptieren mich als Mensch. Da wird es leichter, über Persönliches zu reden, ohne dass es gegen einen verwendet wird. Astrid, eine Jugendliche von 18 Jahren, die in der Konfirmandenarbeit mitmacht, fragte mich eines Tages während einer Autofahrt, ob ich schwul sei. Vielmehr stellte sie die Frage in den Raum, die sie und eine Freundin sich gestellt hätten. Unwillkürlich griff ich das Lenkrad fester. Jetzt heißt es also Farbe bekennen, sagte ich zu mir selbst. Nach einem Zögern gab ich es zu. Sie reagierte mit einem Lachen. Ich bin mir bis heute nicht sicher, ob sie es mir geglaubt hat oder nicht.

In der Schule habe ich jedoch eine andere Rolle. Jedenfalls zum großen Teil und wohl immer am Anfang einer Lehrer-Schüler-Beziehung. Ich unterrichtete während meines praktischen Studienjahres an einer Hauptschule. Anfangs lief ich hospitierend bei meiner Mentorin mit. So auch in der 10. Klasse, die bald die Mittlere Reife machen sollte. Irgendwie scheint es Vermutungen gegeben zu haben, dass ich schwul sein könnte. Obwohl ich meinte, mich da ganz unauffällig verhalten zu haben. Die neun Jugendlichen, davon vier Jungs, wollten wie aus heiterem Himmel über Homosexualität diskutieren. Im Großen und Ganzen waren die Mädchen die Verständnissvollen, die Jungs fanden Homosexualität abartig. Irgendwann fragte Dimitri, das Sprachrohr der Klasse, warum ich denn nicht mitdiskutiere. Meine Mentorin bügelte die Frage nieder und sagte, ich hospitiere und da diskutiere man nicht mit. Später unterrichtete ich diese Klasse. Offen hat mich nie einer gefragt. Manchmal kamen, gerade von Dimitri Anspielungen. Sie waren aber nicht einmal gegen mich gerichtet, sondern eher kumpelhafter Natur. Übrigens war Dimitri einer von denen, die Homosexualität abartig fanden. Einerseits diese geäußerte Ablehnung im Allgemeinen, andererseits seine ehrliche Freundlichkeit im Speziellen: das hat mich anfangs verwundert. Ich hatte jedoch ein recht gutes Verhältnis zu den Schülerinnen und Schülern. Da merkte ich, dass das, was zwischen mir und den Schülern an Beziehung bestand, eine große Rolle spielte. Ich weiß nicht, wie es ausgegangen wäre, hätte das nicht gestimmt. Bei diesen Hauptschülern lernte ich, dass die coolen Sprüche, die geäußerten Verurteilungen von Schwulen und Lesben, oft nur die Oberfläche sind. Sozusagen die »political correctness« der HauptschülerInnen, gerade der Jungs. Wahrscheinlich aus der Sorge heraus, womöglich selbst als schwul angesehen zu werden.

Jetzt unterrichte ich an einer Grundschule. Da kommt das Thema Homosexualität noch kaum vor. Ich wurde nur einmal stutzig. In einer ersten (!) Klasse behandelte ich den Leidensweg Jesu und die Trauer der JüngerInnen. In einer Geschichte erzählte ich von der Trauer eines dieser Jünger: Levi ver-

misste seinen Freund Jesus, als der gefangen genommen wurde. So weit kam ich in meiner Erzählung. Da raunte mir ein Junge fragend zu: Ist der Jesus schwul gewesen? Ich übergang es. Es hatte sonst kein Kind gehört. Ich bin mir auch nicht sicher, ob es als Klassengag gedacht war oder als eine ernst gemeinte Frage. Im Nachhinein wurde mir nur klar, dass sogar schon Erstkässler eine gewisse Grundkenntnis über das Thema Homosexualität haben – und zwar über das Modeschlagwort »Is' ja voll schwul!« hinaus. Dieser Junge hat schließlich selbständig von Jesus, dem *Freund Levis*, auf das Thema Homosexualität geschlossen. Im Lehrerkollegium, das, wie immer an Grundschulen, zum größten Teil aus Frauen besteht, scheint mein Schwulsein allmählich bekannt zu werden. Eine Kollegin hat es mir quasi angesehen. Wir sind ins Gespräch gekommen. Das tat gut.

Meine bisherigen Erfahrungen als junger Religionspädagoge zeigen mir eines ganz deutlich: Ich bin mir immer sicherer, dass für mich nur die »Flucht nach vorn« in Frage kommt. Das soll heißen, dass ich in eineinhalb Jahren, wenn Frau Herold mir (hoffentlich) wieder bei der Stellenwahl beratend zur Seite steht, auf jeden Fall meinen Vorgesetzten über mein Schwulsein in Kenntnis setzen werde. Bei mir ist das der Dekan (und auch der Schulbeauftragte des Dekanats). Mir ist es lieber, diesen Schritt einmal zu tun, als in der steten Sorge zu leben, irgendeine Mutter, irgendein Vater beschwert sich bei meinem Vorgesetzten über mein Schwulsein, und der weiß dann von nichts. Im Kirchenkreis München (und auch in anderen Kirchenkreisen der evangelischen Kirche Bayerns) kann man das getrost tun. Ich bin gespannt, wie ich reagiere, wenn mich eine Schülerin oder ein Schüler direkt nach meinem Schwulsein fragt. Werde ich es zugeben oder werde ich die Frage einfach spiegeln, ins Plenum zurückgeben, von mir ablenken? Mein Vorsatz ist eigentlich klar gefasst, hoffentlich halte ich ihn im akuten Fall auch ein.